

Drei Szenen aus einem ganz normalen Patientenleben in der Schweiz

Yahya Hassan Bajwa

Szene 1: Im Spitallift

Ich stehe im Lift. Im Lift ist alles anders. Er ist voll. Wohin mit den Händen. Schlimmer noch, wohin mit meinem Blick? Alle starren krampfhaft auf die aufleuchtenden Zahlen. Ich fixiere meinen Blick auf die roten Schuhe der Frau mir gegenüber. Dritter Stock, vierter Stock, fünfter Stock – eine Ewigkeit. Niemand getraut sich, in die Augen einer anderen Person zu schauen. Endlich! Der Lift hält im siebten Stock. «Uf wiederseh» (war das ein Zürcher-Akzent?) oder «aufwiedersehen» (das muss ein Deutscher gewesen sein – im Aargau stellt sich da gleich die Frage: Was ist schlimmer? Was so ein Akzent alles ausmachen kann!) oder ein Kneifen mit den Lippen und schon ist man draussen ... Es scheint, dass im Lift alle gleich sind. Wer schaut schon in die Augen einer anderen Person! Wäre dies nicht schon unhöflich, es könnte ja ein beleidigendes Herabblicken sein oder ein höhnisches Auslachen, oder ist der Blick gar ein plumpe Anmachen? Ich bin froh, als ich im achten Stock aus dem Lift humpeln darf. Niemand hat mir nachgeschaut oder doch, so heimlich hinter meinem Rücken und vielleicht noch was getuschelt ...

Szene 2: Im Spitalbett

Ich liege im Bett. Name und Aussehen lassen erkennen, dass ich nicht gerade aus dem Emmental stammen kann. Es ist Zeit für die Arztvisite. Plötzlich geht die Türe auf, und der Oberarzt, weitere drei Ärzte, eine Ärztin, die Oberschwester und weitere Personen in Weiss treten ins Zimmer. Ich lege die Zeitung weg und beobachte, wie die ganze Gruppe von einem Bett zum anderen geht. Jedes Mal fragt der Oberarzt, wie es dem Patienten geht. Dann, endlich bin ich dran. Mit einem netten Lächeln fragt mich der Oberarzt: «Wo Sie Schmerz?» Dabei zeigt er mit seiner Hand auf den frisch operierten Fuss. «Sie Schmerz?», wiederholt er, als er plötzlich die «Neue Zürcher Zeitung» neben meinem Kopfkissen

entdeckt. Fast erschrocken meint er: «Ach, Sie lesen die NZZ? Ich habe die gleiche Ausgabe!» Daraufhin sage ich sichtlich gelangweilt: «Kann ich mir schon vorstellen, ist schliesslich die heutige Ausgabe.»

Nachdem die Geister in Weiss weg sind, lehne ich mich bequem im Bett zurück und frage mich: «Was ist hier geschehen?»

Scheinbar beginnt die Kommunikation bereits mit dem Aussehen. Was sich der Oberarzt wohl überlegt hat? Vielleicht: Der sieht ausländisch aus; oder: Der sieht ja sehr ausländisch aus, auf keinen Fall europäisch; oder gar: Wenn der Nichteuropäer ist, dann vermutlich Asylbewerber oder Gastarbeiter; oder aber: Asylbewerber sprechen doch kaum Deutsch; Ergo: «Du nix gut sprechen Deutschland, oder?», damit überhaupt eine Verständigung möglich ist. Was hat also die Hautfarbe oder mein scheinbar nicht aussprechbarer Name mit der Sprachbeherrschung des «Schwiizerdütschen» zu tun?

Dr. Yahya Hassan Bajwa, Gründer und Präsident von LivingEducation, führt das Büro für Forschung und Kommunikation TransCommunication in Baden (AG), und ist spezialisiert auf den interkulturellen und interreligiösen Dialog – Spezialgebiet Islam. Als vielfach ausgezeichnete Buchautor und Mitglied der World Conference on Religion and Peace und der Peace Education Standing Commission setzt sich der Schweizer pakistanischer Herkunft immer da ein, wo Kommunikation zur Überwindung von Konflikten gefragt ist. Er ist spezialisiert auf Menschenrechtsverletzungen und die Flüchtlingsproblematik in islamischen Ländern und ist ein ausgewiesener Kenner und Friedensvermittler im Israel-Palästina- und im Indien-Pakistan-Konflikt. Zurzeit arbeitet er als Dozent an verschiedenen Universitäten und Spitälern und ist in verschiedenen Funktionen im Bundesamt für Migration tätig. Wie alle Mitarbeiter in der Schweiz arbeitet auch er als Volontär für Living Education und hat einen grossen Teil seines Vermögens in diese Projekte investiert (siehe dazu: www.LivingEducation.org und www.TransCommunication.info).

Szene 3: Nachbehandlung beim Onkel Doktor

Ich freue mich. Ich darf zum Onkel Doktor, der nochmals schauen will, ob nun alles verheilt ist. Also setze ich mich auf den Stuhl im leeren Zimmer und warte. Ich schaue auf die vielen Bücher. «1970» steht da auf dem Buchrücken – schon lange nicht mehr aussortiert und in die Papiersammlung gegeben. Da geht plötzlich die Türe auf, und mein Doktor steht vor mir, reicht mir die Hand und setzt sich auf seinen Stuhl. Plötzlich wird er ernst, lehnt sich zurück

und fragt: «Ich habe da eine Frage, aber verstehen Sie mich bitte nicht falsch! Haben Sie was mit einer terroristischen Organisation zu tun?» Erstaunt antworte ich: «Meinen Sie so mit Waffen? Ja, sicher. Ich gehe in die Schweizer Armee.» Nein, nein, so wäre dies nicht gemeint. Aber: «Wissen Sie, ich möchte nicht, dass es später heisst, ich hätte einer fundamentalistischen Organisation medizinische Hilfe gegeben.» Erstaunlich. Später, als er seine Taschenlampe nimmt, um mir in die Augen zu schauen, sage ich in einer sonoren, bedrohlichen Stimme: «Herr Doktor, schauen Sie mir tief in meine bösen Augen.» Erstaunlich. Als ich dann endlich gehen durfte, sagte ich zur Arztgehilfin: «Luget Sie mir doch Mal i d'Auge! Bin ich öppe en Terrorischt?»

Auf dem Heimweg erinnere ich mich an die erste Begegnung dieser Art. Ich sass auf dem Stuhl und wartete im leeren Zimmer. Ich schaute auf die vielen Bücher. «1970» stand da auf dem Buchrücken – schon lange nicht mehr aussortiert und in die Papiersammlung gegeben. Da ging plötzlich die Türe auf, und mein Doktor stand vor mir, reichte mir die Hand und setzte sich auf seinen Stuhl. «Wie geht's? Was haben Sie für ein Problem?» Und so ging es 15 Minuten lang in gebrochenem Deutsch – ich konnte schon fast nicht mehr. «Ach, ich han dänkt, dass Sie ebe kei Dütsch rede chönd.» Ich dachte: Wenn ich damals nicht gesprochen hätte, hätte er dies als Depression diagnostiziert – in einer anderen Kultur lautet die Diagnose vielleicht anders: «In der Person wohnt ein höheres Wesen»; oder: «Die Person ist von einem Dämon besessen». Vor nicht allzu langer Zeit wurden die bösen Geister auch in Europa auf interessante Weise vertrieben – manchmal kam es sogar soweit, dass dabei die Patienten verbrannt wurden. Selbst das Nichtkommunizieren, das Verstummen, kommuniziert der Aussenwelt, dass irgendetwas nicht mehr stimmt. Also durfte ich nicht schweigen. Als endlich diese Tortur vorüber war, fragte mich mein Arzt: «Händ Sie mich verstande?» – «Ja, sicher», antwortete ich, «Sie reded no es einigermasse aaschtändigs Schwiizerdütsch!»

Da hätt' er fascht d'Schrube gmacht!



Foto: Ruedi Walti.

Professionelle Fachfotografie seit 1988, spezialisiert auf Architektur-Design-Objektaufnahmen, Reportagen. Publikationen in zahlreichen Büchern und Fachzeitschriften. Kontakt unter: ruediwalti@bluewin.ch.